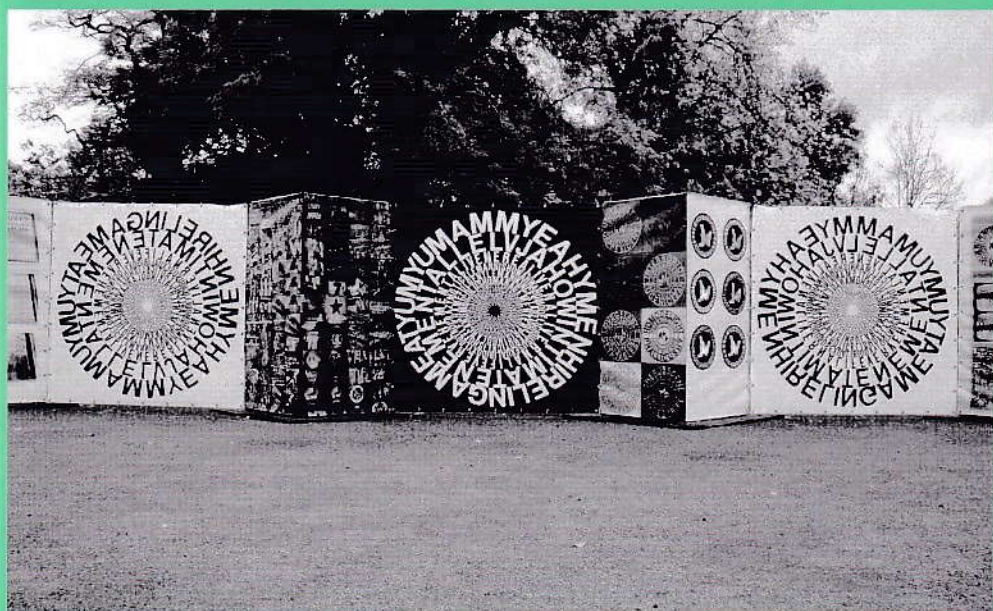


Literatur in Westfalen

Beiträge zur Forschung 20

AISTHESIS VERLAG



MICHAEL GIRKE / REINER NIEHOFF

Ein Ekstatiker der Literatur

Hans-Jürgen von der Wense Leben und Schreiben

Hans-Jürgen von der Wense (1894–1966) ist ein unbekannter Riese der deutschen Literaturgeschichte. Aktuell erscheint mit „Routen“ eine dreibändige Ausgabe mit Wenses grandiosen Texten über seine zahllosen Wanderungen, nicht zuletzt in Ostwestfalen. Michael Girke sprach mit dem Herausgeber Reiner Niehoff.

Wenn Sie jemandem, der nichts über Hans-Jürgen von der Wense weiß, diesen vorstellen müssten, was würden Sie hervorheben?

Manche nennen Wense einen Universalgelehrten, manche einen Universaldilettanten. Er war vor allem Vieles zugleich, besaß viele innere Ichs. Das ist ein zentrales Problem, dass man Wense nicht kategorisieren kann, weil er in ganz unterschiedliche Richtungen davonläuft. Er war zunächst Komponist, dann Wetterforscher, später, was immer großes Erstaunen hervorruft, Übersetzer aus über hundert Sprachen. Ab 1932 wird er dann Wanderer und Landschaftsforscher, Schriftsteller, Reiseberichterstatter, Aphoristiker. Er ist also ein Freund der Bündelung, der Synthese. Und all seine unterschiedlichen Talente verbinden sich mit einem sehr ungewöhnlichen, ekstatischen Stil.

Ein jüngst von Ihnen veröffentlichter Band ist der erste von dreien einer neuen Ausgabe dieses 1966 verstorbenen Autors. Sie haben bereits früher eine Wense-Ausgabe ediert, was ist diesmal anders?

In dem neuen Band, den ich auf Anregung eines Kasseler Journalisten und Wanderfreundes angelegt habe, ist das Prinzip, Texte nach von Wense erkundeten Landschaften zu sortieren, sie also so anzuordnen, dass man die Texte direkt mit jeweiligen Landschaft in Verbindungen bringen und in sie, in die Landschaft einbetten kann. Das entspricht einem Großprojekt von Wense selbst, der seit dem Jahre 1932 eine Art Wander-, Hessen-, oder Deutschlandbuch – die Titel sind da flagrant – zu schreiben gedachte. Die Arbeit daran lief bis zu seinem Tode ununterbrochen fort, es wurde aber nie vollendet. Für Wense war der Versuch entscheidend, mit ganz unterschiedlichen Textsorten landschaftlichen Phänomenen näher zu kommen, unterschiedliche Zugänge zu einer landschaftlichen Erfahrung bereitzustellen.

Es steht irgendwo zu lesen, dass Wense zu Lebzeiten lediglich ca. 80 Seiten verstreut publizierte. Warum hat dieser ungemein produktive Mann kaum etwas veröffentlicht? Wandte er sich mit seinen Projekten jemals an Verleger?

Die Sache mit dem Abschließen war sicher eines von Wenses großen Problemen. Und er hat tatsächlich Kontakt zu Verlegern gehabt. Wenn es dann ernst wurde, hat er aber immer wieder so blockiert, dass es dann doch nicht zu diesem Projekt gekommen ist. Das hat ganz unterschiedliche Gründe, die von banalen Ängsten bis zu Konzepten gigantomaniischen Ausmaßes reichen. Ich neige zu folgender Ansicht: Bei Wense herrscht der Wunsch vor, das Schreiben nicht zum Ende zu bringen. Weil, wie Walter Benjamin sagt, ein abgeschlossener Roman zugleich seine Balsamisierung, eine Totenmaske ist. Dem wollte Wense entgehen. Und das leuchtet ein, gerade wenn es um Landschaftsbeschreibungen geht. Landschaften befinden sich in permanentem Wechsel, in ständiger Metamorphose, sei es durch das Wetter, sei es durch Eingriffe der Menschen, sei es durch die Wissenschaft. Und so gibt es bei Wense einen ständig wechselnden Zugriff, um nicht an einem bestimmten Punkt einzuhalten und zu sagen: Das war's jetzt. Es ist das ein Versuch, zu sagen, die Erfahrung hört nicht auf, mein Wahrnehmen hört nicht auf, weswegen ich mein Schreiben immer weiter mit fließen lasse. „Nur was die Welt offen hält, bewahrt ihren unendlichen Reichtum.“ Entsprechend sind Wenses Arbeitsmappen angelegt. Sie bestehen aus einzelnen, losen Blättern, zu denen immer neue hinzutreten dürfen.

Eben haben Sie betont, dass es nicht einen, sondern viele Wenses und entsprechend mannigfaltige Schreibweisen bei ihm gibt. Ist es folglich eine besondere Herausforderung, diesen Autor in Buchform zu bringen?

Das ist in jeder Hinsicht schwierig. Wense lässt sich nicht zuordnen, er ist weder Romancier noch Lyriker noch Wissenschaftler. Er vereinigt viele unterschiedliche Formen der Artikulation; Epochenzuschreibungen funktionieren nicht. Er war Expressionist, hat sich selbst als Futuristen bezeichnet, manche sahen in ihm einen Dadaisten. Zweifellos ist er ein Frühromantiker wie Novalis, und weil er so viel gewandert ist und darüber geschrieben hat, kann man ihn auch als einen neuen Vertreter des Nature Writing betrachten.

In den 1920er Jahren begann Wense, Wetterbücher zu führen und hat das bis 1966 durchgehalten. An jedem Tag verzeichnete er das Wetter mit Siglen, die aussehen, als stammten sie von Max Ernst – ein unfassbar hieroglyphisches Verzeichnis. Dazu kommen thematische Mappen, Briefe, Notizbücher und ein Bestand von ungefähr 2000 Fotografien. Es gibt einfach keinen festen Textfundus, der besagt: Ich bin das Hessenbuch oder das Ostwestfalenbuch, sondern

man muss völlig verschiedene Medien zusammenfügen und verknüpfen. Aber diese Texte sind oft viel zu stark, als dass man sie im Geheimen lassen dürfte.

Faszinierend an Wense ist, dass er eine Stadt wie das ostwestfälische Paderborn als ebenso geschichtsträchtig wie Rom erachtet, den winzigen Ort Pömben im Eggegebirge als ebenso bedeutend und spannend wie weltbekannte Mittelmeermetropolen. Sind diese Urteile Ihrer Meinung nach haltbar?

Wenses Wunsch war, die große Geschichte auch und gerade in kleinen Städten, gar Dörfern freizulegen. Paderborn und Pömben sind ja tatsächlich Orte mit sehr langer Geschichte. Bei Pömben etwa, so Wense, besiegelten Friedrich Hölderlin, Wilhelm Heinse und Suzette Gontard ihre Freundschaft – für Wense ein weltliterarisches Ereignis, Heinse und Hölderlin gehörten zu seinen Hausgöttern. Oder der Desenberg bei Warburg, der sein Wanderleben erst ausgelöst hatte: Ihn sah er als Pyramide – als eine nach Ostwestfalen versetzte ägyptische Pyramide. Derlei surreale Effekte – eine Art Exotik der Nähe – haben ihn sehr stark interessiert. Hinzu kommt der Nietzsche-Einfluss, die Umwertung der Werte, die von Wense auf fern und nah, groß und klein angewendet wird. Das heißt: Wense vermeidet Landschaften, die schon sehr stark rezipiert worden sind. Das, was noch keine Sprache, keine Schrift gefunden hat, steht bei ihm ganz oben. Wense ist sozusagen der Prophet, der in die Wüste geht, in eine Landschaft, die noch keine Schrift hat und der dann die Heilige Schrift dazu entwickelt. So inszenierte er sich auch.

Wense bezeichnet das, was er dem Leser vor Augen führen möchte, seinen Erkenntnisantrieb, als Geoästhetik. Können Sie diesen Begriff erläutern?

Für mich ist damit eine Art Schichtenmodell gemeint. Normalerweise legt man Texte ja diskursiv an: Ein Satz folgt auf einen anderen Satz – und er folgt nicht zufällig, sondern nimmt den Vorsatz auf und bereitet den Nachsatz vor. Das ist bei Wense tatsächlich anders. Seine Art zu schreiben ähnelt dem, was Gilles Deleuze „Plateaus“ genannt hat. Soll heißen: Anders als unsere ganze Geschichtsphilosophie, die stets in vertikalen, linearen Fortführungen denkt, ist Wenses Betrachtungsweise horizontal; so bringt er geschichtliche Dinge miteinander in Kontakt, die nicht nach-, sondern unter- und übereinander liegen, die horizontal gar nicht miteinander in Kontakt zu bringen wären.

Gleichzeitig ist Geoästhetik der Versuch, zu sagen: Ich gehe von der Erde aus. Wir Menschen sind Erdwesen, die Erde ist ein Stern, wir reisen durch das Universum, wir leben im Himmel – und wenn wir das nicht wahrnehmen, dann sind wir hier verkehrt. Also, wenn wir immer hingehen und sagen, wir brauchen das Reich Gottes oder das der philosophischen Ideen – für Wense kommt der Him-

mel nicht erst nach dem Leben, vielmehr sind wir immer schon da, wo wir meinen noch hin zu müssen.

Folgt man Wenses Texten, muss er ein sehr eigentümlicher Wanderer gewesen sein: Nicht auf Wegen, sondern durch die Felder sich bewegend, immer möglichst schnell, und auch bei einem Wetter, das andere schlecht nennen würden. Mit dem oft beschworenen Aussteiger aus dem Alltag, der die Welt gemächlichen Schritts genießt, hatte Wense nicht allzu viel zu tun.

Wense ist, was das Wandern angeht, Individualanarchist. Bei ihm gibt es keinerlei soziale Komponenten im Sinne einer Vergemeinschaftung qua Wandern. Zum Spazieren würde er wohl sagen: Das ist ein Problem von Städtern.

In Deutschland erlebt das aus dem Angloamerikanischen herkommende Genre des Nature Writing seit einigen Jahren einen Boom. Ich dachte, dass damit auch Wense eine größere Leserschaft finden müsste, was aber nicht geschehen ist. Wo liegen nach Ihrer Meinung die Gründe dafür?

Inzwischen wird Wense durchaus im Kontext des Nature Writing wahrgenommen. Der Verleger Andreas Rötzer (Matthes & Seitz Berlin) geht davon aus, dass es für Wense mit dieser neuen Ausgabe zu einer Art Durchbruch bei der Leserschaft kommt. Und vielleicht ist Nature Writing in der Tat ein Etikett, das Wense zu großer Aufmerksamkeit verhilft. Ich bin aber etwas skeptisch, was vielleicht mit den erwähnten Schwierigkeiten zusammenhängt, Wense zu klassifizieren. Auch glaube ich, dass das Nature Writing sich hierzulande erst langfristig durchsetzen muss. Sie sehen, ich habe auf Ihre Frage nicht wirklich eine Antwort.

Ich habe eine Vermutung für den Nicht-Erfolg. Vielleicht hängt es mit den Gegenden zusammen, die Wense durchwandert hat. Von Johann Georg Kohl, einem im 19. Jahrhundert berühmten Reiseschriftsteller, gibt es ein Buch über eine Exkursion durch Nordwestdeutschland. Eine Region, von der Kohl sagt, dass man sie im übrigen Land abschätzig betrachte, weil es dort keine Metropolen, keine Kultur, bloß ein paar Bauern gebe. Vielleicht existiert eben diese Geringschätzung dieser ja auch von Wense erkundeten Region bis heute.

Bei Wense gibt es zwei große negative Referenzen, die eine ist das Meer, die andere sind die Alpen. Das Meer ist ihm zu eintönig, und die Alpen sind ihm zu hoch. Die Mittelgebirge sind für ihn deshalb so spannend, weil die Perspektive für den Betrachter auf halber Höhe ständig wechselt. Dem entspricht in der Architektur die Bauweise von Hans Scharoun. In einem Gebäude von Scharoun befindet man sich ständig in einem Gewoge; jede Treppe verändert meine Raum-

wahrnehmung komplett. Und das ist für Wense entscheidend, dass er die Mittelgebirge als ein mobiles Gelände versteht, dass einem anders als das Meer oder die Alpen erlaubt, die Betrachtungsweisen und die Einsichten ständig zu verändern.

Im neuen Buch gibt es eine Stelle, wo Wense über sich selber sagt, er sei weder Literat noch Musiker noch Gelehrter; er könne eigentlich gar nichts richtig, und für andere arbeiten könne er schon gar nicht. Das ist nicht der eben erwähnte Wense, der keine Werkform findet, sondern einer, der sich als gesellschaftlichen Außenseiter erachtet. Was war Wenses Haltung gegenüber dem Kulturbetrieb?

Wegen seines Konzeptes, letztendlich nichts zu beenden, konnte Wense gegenüber professionellen Schriftstellern, die ja ständig Werke veröffentlichen, nur schlecht abschneiden. Daraus resultierte eine Konkurrenz und Gegnerschaft zur zeitgenössischen Literatur, eine Art von aristokratischem Ressentiment, das besagt: Ich brauche Euch alle nicht! Und so werden andere Schriftsteller kräftig verflucht: Thomas Mann, Ernst Jünger, selbst Hans Henny Jahnn, der ihm eigentlich nahe stand. Die Tochter seines Hamburger Mäzens Wilhelm Niemeyer hat einmal beklagt, Wense schreibe ja gar nichts. Sie hat überhaupt nicht bemerkt, dass Wenses regelmäßige Briefe an ihren Vater, die sich teilweise über mehr als 20 Seiten erstreckten, von ihm veröffentlichte literarische Werke waren, bloß eben für nur einen Leser.

In vielen seiner Texte äußert Wense den Wunsch, zu verschwinden. Der kommt in der Literatur häufiger vor, etwa bei Franz Kafka. Oder auch sehr ausgeprägt bei Siegfried Kracauer, der dem mit ihm befreundeten Adorno seine Gefallsucht, sein fortwährendes Suchen nach Anerkennung durch den Kulturbetrieb vorwirft. Was steckt bei Wense hinter dem Motiv, nicht Teil dieser Welt sein zu wollen?

Wenses Konzept war es, sich selbst immer wieder zu erfinden. Das heißt, immer neue Masken anlegen zu dürfen, immer neue Identifikationen einzugehen. Bei Wense findet man zu jedem Satz auch dessen Gegenteil, zu jeder These die Gegenthese. So etwas verträgt sich überhaupt nicht mit festen Identitäten, wie sie gängig waren und sind. Das andere ist Wenses kulturhistorisch chinesisches Erbe, das ernst macht mit der paradoxen Vorstellung, durch intensives Schreiben könne man in die Sache ganz eingehen: Ich bin derart konzentriert und fokussiert, dass ich in dem verschwinde, was ich tue. So wie der chinesische Maler, der in seinem eigenen Bild verschwindet.

Wenn Wense von Wanderungen mit verschiedenen Freunden erzählt, ist der Ton oft so, dass man denkt, es seien verliebte Männerpaare unterwegs. Kann es sein, dass Wenses in den 1930ern praktiziertes unaufhörliches Wandern in abgele-

genen Regionen den Versuch eines homosexuellen Schriftstellers darstellt, vom Radar der Nazis zu verschwinden?

Das Thema ist tatsächlich ein schwieriges, weil zu Wenses Lebzeiten offene Homosexualität nur begrenzt möglich war. Wense selbst sublimiert viel durch seine ungemein eruptive Art. Und er entwickelt zuweilen Gedanken, wie sie in Theorien der 1920er Jahre verbreitet sind: dass Männerbünde höhere Kulturen entwickeln – und er ein Vertreter dieser höheren Kultur sei. Das hat den unangenehmen Nebeneffekt, dass Wense bisweilen arg misogyn ist, was mir überhaupt nicht gefällt. Jedenfalls wünschte ich, Wense hätte in der Nachkriegszeit schöne Beziehungen gehabt, befürchte aber, dass es nicht so war. Stattdessen gibt es einen zusehends pädagogisch homoerotischen Wense, der meint, andere Männer formen zu müssen. Dieser Wense ist mir eher fern.

Kommen wir auf Wenses Sprache. Eine Stelle aus dem neuen Band: „Verwehendes, formendes Licht! Kuppen und Züge aus der Flur herausschneidend, vokalisierend, spricht in Sätzen ... Frauen graben Kartoffeln, Mühe. Wagen mit Säcken ... Pompejirot, Tomaten, cochenille.“ Wense scheint mir hier jemand, der versucht, eine Landschaft in ihrer berückenden Vielfalt dokumentarisch festzuhalten, wobei großartige Poesie entsteht. Doch wenn man sagt, jemand schreibe dokumentarisch, verurteilen einen die Literaturtheoretiker sofort als naiv. Wie sehen Sie das?

Tolle Passage. Ganz ähnlich wie Rolf Dieter Brinkmanns übrigens ganz wunderbare Wetterbeschreibungen. Aber zum Realismus kann ich eigentlich nichts sagen, ich weiß nicht, was das ist. Ich weiß nur, dass Realisten Schriftsteller sind wie andere auch. Wenn ich Wense in dieser Hinsicht beschreiben sollte, würde ich zum einen sagen, dass es bei ihm einen gleichsam alttestamentarischen Zug gibt, nämlich das Benennen aller Dinge der Welt, ihnen einen Namen geben. So wie Gott in der Bibel, hat Wense einen Wortkombinationskasten, mit dem er spielt, seine Sprache baut. In Wenses Wetterbüchern finden sich ganze Kataloge von Farben – zum Beispiel so ein Wort wie „brombeerwehrlosbraun“, in dem unfassbare Dinge miteinander verbunden werden.

Wenn man Wenses lange Reisebriefe an seinen Mäzen Niemeyer aufmerksam liest, die sicher seine besten Texte sind, bemerkt man, dass er sie wie ein Komponist symphonisch aufbaut. Es gibt Passagen, die einem Adagio gleichen, um plötzlich in ein Allegro umzuschlagen. Wenses Sprache hat ganz unterschiedliche Geschwindigkeiten. Er kommt ja von Arnold Schönberg, von der Atonalität. Er weiß, wie man sprachlich Geschwindigkeit oder Langsamkeit herstellt, was plötzliche Umbrüche sind. Er trinkt seine Prosa mit musikalisch-rhythmischen Formen.

Seine Art zu schreiben ist in der Tat im höchsten Maße mitreißend. Das ist selbst dann noch so, wenn man eine Stelle zum zehnten Mal liest. Ist er im wirklichen Leben auch so gewesen?

Ja, Wense muss trotz seiner chinesischen Zurückhaltung eine enorme Ausstrahlung besessen haben und war offensichtlich aber auch bereit, jederzeit zu überraschen. Ein Bekannter von ihm hat mir einmal erzählt, dass er gemeinsam mit Wense ein Restaurant aufgesucht und Wense plötzlich eine Nelke genommen und sie im Beisein des verdutzten Kellners genüsslich verspeist hätte. Eine kleine surrealistische Geste.

Viele Texte im neuen Wense-Band sind Briefen entnommen. Sie haben einmal geäußert, in Wenses Briefen konnte sich Wissenschaft entfalten, ohne systematisch werden zu müssen. Haben diese Briefe für Wense selbst Werkcharakter gehabt?

Definitiv. Ich würde sagen, für ihn sind es sozusagen Ersatzwerke, Werke über Werke. Borges hat einmal gesagt, warum soll ich einen Roman schreiben, ich kann ihn doch zusammenfassen. So ausgeprägt ist das bei Wense nicht, in seinen Briefen sind Schilderungen und Rhythmen nicht derart komprimiert, sondern durchaus ausführlich entfaltet. Es gibt einen Brief seiner guten Freundin Heddy Esche, in dem sie schildert, dass Wense krank sei und bei ihr Zuflucht gesucht habe. Wense schmerze der Arm derart, er könne nicht überhaupt nicht mehr schreiben, berichtet Heddy Esche, und: dass er aber wisse, seine Briefe seien Kunstwerke. Um das zu verstehen, muss man sich diese Briefe nur mal ansehen. Sie beginnen zumeist mit einleitenden, anschmiegsamen Grußadressen an die jeweiligen Adressaten, entfalten dann aber stets ein ganz eigenes – künstlerisches – Spiel, das sich komplett von den Adressaten löst. Außerdem nutzt Wense für diese Briefe extrem viel Material aus seinen Forschungs- und Arbeitsmappen, montiert es in die Briefe ein.

Wie bloß hat Wense es fertiggebracht, Menschen wie Hedwig Woermann oder Wilhelm Niemeyer dazu zu bringen, ihn über Jahre oder gar Jahrzehnte finanziell zu unterstützen?

Eben mit seinen Briefen. Er hatte ein großes Talent, anzudeuten, wo es Probleme mit dem Geld gab und darauf wurde reagiert. Er hat sich zum Beispiel seinen Ofen von drei oder vier Förderern finanzieren lassen. Hedwig Woermann war ja selbst Künstlerin, zudem die Tochter der Reederfamilie Woermann aus Hamburg, mit die reichste in Deutschland. Sie, die in Paris studiert hatte und als Bildhauerin und Malerin arbeitete, war als schwarzes Schaf der Familie exzentrisch genug, um Wenses Exzentrizität zu verstehen.

Es gibt bei Wense immer wieder Volten gegen das Denken. Dieses, schreibt er etwa, verstelle die Erfahrung der Landschaft, kompliziere das Leben. Gleichzeitig ist er ein Forscher, beschäftigt sich mit Mythen, Religionsgeschichte und Geschichte, mit Geographie und Geologie. Wie würden Sie Wense, der ja nicht einfach ein Anti-Intellektueller ist, in dieser Hinsicht beschreiben?

Ja, es gibt solche Volten immer wieder. Und bei jemandem, der wie Wense halbakademisch arbeitet, klingt das immer schnell auch etwas unangenehm. Eigentlich aber wehrt er sich gegen ein Denken, dass sich von der Erfahrung abwendet. Da heißt, Intellektualität wird von ihm oft kritisiert, weil sie sich an den Schreibtisch zurückzieht. Für Wense muss das Erkennen sich mit der Bewegung verbinden. Das Erkennen wird nur Erkennen oder das Wissen nur Wissen, wenn es sich in einer konkreten Landschaft bewegt. Ein unbewegtes Denken wäre demnach ein statisches oder abstraktes Denken. Denken, wie es Wense praktiziert, ist eins, dass sich immer mit konkreten Erfahrungen kurzschließt.

Das erinnert mich an den Historiker Karl Schlögel, der in seinem Buch „Im Raume lesen wir die Zeit“ die Geschichtswissenschaft kritisiert. Schlögel sagt, vielen Dingen komme man auf die Spur, wenn man dorthin fährt, wo etwas Bestimmtes geschehen ist, eine städtische oder ökonomische Entwicklung, ein Konflikt- oder Schlachtverlauf usw. Die Erkundung der Geographie brächte gewisse Dinge erst an den Tag. Das ist vielleicht eine ähnliche Kritik am Denken allein vom Schreibtisch aus, wie Wense sie im Sinn hatte.

Schreibtischkritik finde ich immer etwas heikel. Wenses Hauptproblem war ja, wie erwähnt, dass er Daten, Fakten und seine fragmentarischen Einsichten irgendwie miteinander verbinden wollte, ein Ordnungsschema verzweifelt suchte. Das Wandern half. Denn das Wandern legt Vektoren durch die Landschaft, die ja nicht einfach Landschaft, sondern schon kulturell und geschichtlich geformtes Gelände ist. Das heißt, man trifft bei der Bewegung durch die Landschaft auf Phänomene der Natur und der Kultur. Allein diese Wanderbewegung ermöglichte es Wense, all das, was er fand und in seine Schriften aufnehmen wollte, in eine Verbindung zu bringen. Verschiedenste Dinge treten dabei in Kontakt und verändern sich dadurch auch, aber auf eine andere Weise würde es für Wense nicht funktionieren. Deswegen besteht er darauf, dass das Wissen sich in die Landschaft hineinbewegt und die Landschaft sich in das Wissen hineinbewegt. Die Landschaften sind Bibliotheken, die Bibliotheken Landschaften.

An einer berühmten Stelle in seiner „Kritik der Urteilskraft“ sagt Kant, dass wir Menschen durch die Sinnlichkeit zu unseren Erfahrungen und Beobachtungen kommen. Nur um diese Sinnlichkeit im nächsten Schritt vollkommen abzuwür-

gen. Da stellt Kant den Verstand als alleinigen Vermittler von Realität hin, weil die Erfahrungen mit dem Verstand begrifflich kategorisiert und systematisiert werden. Dieses Abtrennen des Denkens von der Sinnenwelt und Sinnlichkeit ist ein starker Zug des abendländischen Denkens. Für Wense hingegen scheinen die Sinne beim Erfassen des Realen eine große Rolle zu spielen.

Wense lebt ja in den 1920er Jahren an der Ostsee und beginnt mit seinen Wetteraufzeichnungen. Das Wetter an der Ostsee ist für ihn die Erfahrung von einem großen Außen, das an ihn heranreicht. Da ist Wense sozusagen der Mönch am Meer, das heißt, das ist noch die klassische Philosophie, die die Objekte vor sich hat, ihnen gegenübersteht und sich in einer solchen Beziehung auf den Weg hin zur Erkenntnis gesellschaftlicher oder naturhafter Vorgänge macht.

Den entscheidenden Schritt, den Wense tut, ist dann tatsächlich das Wandern. Da sagt er gewissermaßen: Ich kann dem Gesehenen nicht gegenüberstehen, sondern ich muss in es eintreten. Er tritt also wandernd in das Wissen ein, das so zum Wissen in Bewegung wird. Und die Sinnlichkeit ist für dieses Wissen in Bewegung eminent wichtig. Ich persönlich bin ganz anders gestrickt, ich bin ein reiner Schreibtischmensch, aber mich fasziniert diese Vorstellung Wenses. Wense entscheidet sich in seinem Erforschen von Landschaften für die absolute Konkrektion. Heißt, ich muss so tief ins Konkrete eintauchen, dass das große Ganze, das Allgemeine darin sichtbar wird.

Mal heißt es, Wense sei 20.000 km gewandert, an anderer Stelle ist von über 40.000 km die Rede, was ja bedeutet hätte, er hätte in den Mittelgebirgen die Welt einmal umrundet. Was ist denn glaubhaft?

27.000 km ist, denke ich, die letzte glaubhafte Zahl. Diese 40.000 km kommen vermutlich von Adolf Georg Bartels, der diese Zahl in seiner Rede bei Wenses Beerdigung erwähnt. Und das hat mir durchaus eingeleuchtet. Bartels war auch Dichter und Lyriker, der Wense einmal um die Welt wandern lassen wollte.

Wenn Wense über Begegnungen in Detmold oder Pömbesen schreibt, ist das Gefühl stark, dass er flunkert, dazu erfindet oder gänzlich erfindet. Sie haben gesagt, Wense ist jemand, der seine Identität selber erfinden will, auch um so die Macht der Familie zu brechen, aus traditionellen Familienzusammenhängen raus zu kommen. Ist das auch an solchen Stellen maßgeblich?

Ja, das Motiv ist bei ihm stark ausgeprägt. Und seltsamerweise ist das ja auch ein Motiv der Aufklärung. In Lessings *Emilia Galotti* etwa sagt ein Vater zur Tochter: Ab jetzt stehst Du ohne Vater und Mutter da, bist Du für Dich selbst verantwortlich. Für die Aufklärer heißt das aber immer bloß: Jetzt bist du autonom, sprich:

ab jetzt trägst Du gleichsam Deinen protestantischen Ich-Panzer und behauptest Dich gegen alle und alles. Das ist bei Wense sehr viel durchlässiger, eher ein Spielen mit verschiedenen Identitäten.

Was, wie Sie sagen auch eine Kritik am bürgerlichen Subjektbegriff beinhaltet, dieser Vorstellung einer festumrissenen Identität. Meine Frage ist, ob Wense je selbst sein Vorgehen in dieser Weise beschrieben hat oder ob Sie dies mit einem heutigen, sagen wir: strukturalistischen Begriffsbesteck deuten?

Also auf jeden Fall bin ich jemand, der Wense tendenziell von der Postmoderne her liest. Man kann Wense auch von der konservativen Revolution her lesen, also als Aristokrat, als Sohn eines Offiziers und mit dem Ethos eines Soldaten ausgestattet. Die Frauenforschung jedenfalls wäre mit Wense gewiss nicht glücklich, die Genderforschung schon eher, auch die queere Forschung, wegen der vielen verschiedenen Masken, die er sich aufgesetzt, der verschiedenen Rollen, die er gespielt hat. Die Tatsache jedenfalls, dass Wense sehr früh sagt, dass er viele unterschiedliche Ichs in sich hat, legt es nahe zu denken, dass er nicht von einem festen Kern der Identität ausgeht, schon gar sind seine Entgrenzungs- und Transgressionsphantasien einfach sehr mächtig.

Einmal haben Sie angedeutet, es hätte bei Wense durchaus Sympathien für die Nazis gegeben.

Kurzfristig, aber im Grunde nur vor deren Machtantritt. Viele um Wense herum führen damals auf Hitlers Charisma ab. Die mit Wense befreundete Künstlerin Hedwig Woermann kam 1933 nach Kassel, seinem Wohnort, und Wense berichtet brieflich, dass sie einen vollkommenen Knall, nur noch Hitler im Kopf hätte, was ihn da arg befremdete. Später hat er einen Antrag auf Mitgliedschaft in der Reichsschrifttumskammer gestellt und hat jede Frage mit Nein beantwortet. Haben Sie publiziert? Nein. Haben Sie ein Arbeitsprojekt? Nein. Haben Sie jemals ...? Nein. Er lieferte einen Katalog voller Neins und wird nicht aufgenommen. Man fragt sich, warum er diesen Antrag überhaupt ausgefüllt hat. Doch dieses Momentum des sich nicht Verfestigens, das ist es eben, was auch Wenses Schriften auszeichnet. Als sich einmal der Freundeskreis des jungen Wense traf, sollte jeder sagen, was er später wohl sein würde. Ernst Krenek sagt: Komponist, Walter Spieß sagt: Maler, Leo Spieß sagt: Dirigent usw. Der einzige, der herausfiel, war Wense, der immer alles bleibt und nichts wird. Alles bleiben, nichts werden, das ist, finde ich, ein gutes Konzept.